



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bobertag, Georg: Die deutschen Frauen und die soziale Frage.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Darlegung zu beleben und ihre Überzeugungskraft zu verstärken. Besonders den Abschnitt über den Islam empfehlen wir der allgemeinen Beachtung, da hier zu einer Beurteilung der brennenden Orientfrage und ihrer verschiedenen Lösungsversuche manche wichtigen Gesichtspunkte an die Hand gegeben werden.

Zum Schluß machen wir noch auf einen Druckfehler aufmerksam, der leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte: Seite 8, letzte Zeile muß es südwestlich statt südöstlich heißen (vgl. S. 11 f. u. S. 266).



Die deutschen Frauen und die soziale Frage.



ie unliebenswürdige Aufnahme, welche Frau Gertrud Guillaume Gräfin Schack mit ihrem gegen die Prostitution gerichteten Vorgehen jüngst in Darmstadt gefunden hat — die Polizei hat dort einen öffentlichen Vortrag der kampfesaisrigen Dame, weil er „unsittlich“ sei, unterbrochen — hat in weiten Kreisen lebhaftes Interesse wachgerufen und die Frage nach dem Verufe der deutschen Frauen zum Kampfe gegen die sozialen Schäden der Gegenwart wieder einmal in den Vordergrund gedrängt.

Ich verzichte hier darauf, das Verfahren der Darmstädter Polizei gegen Frau Guillaume irgendwie zu beurteilen. Gewiß darf man es bedauern, daß der für ihre Sache mit Aufopferung kämpfenden hochachtbaren Frau ein so verletzender Konflikt mit den berufenen Wahren der öffentlichen Sitte und Ordnung nicht hat erspart werden können. Aber ganz abgesehen von diesem Zwischenfalle kann ich mich der Überzeugung nicht verschließen, daß das Streben, die Prostitutionsfrage zur Sache der öffentlichen Agitation in den Kreisen der deutschen Frauen zu machen, in sich selbst so viel Bedenkliches birgt, daß Frau Guillaume und die ihr gleichgesinnten Damen doch wohl daran thäten, in der sich ihrem Streben entgegenstellenden ablehnenden Kälte der gebildeten Frauenkreise nicht lediglich einen Sporn zu um so rücksichtsloserem Vorgehen zu erblicken, sondern es sich ernstlich zu überlegen, ob nicht die Wirksamkeit der Frauen gegen die sittliche Verwilderung des eigenen Geschlechts zweckmäßiger in andre Bahnen zu leiten, in einer andern Richtung zu entfalten sei. Es ist wahr, was Pastor Fliedner aus Kaiserswerth auf dem Kongreß der innern Mission zu Bonn 1881 sagte: „In dem Kampfe gegen die Unsittlichkeit darf die Hilfe der Frauen nicht zurückgewiesen werden.“ Wir wollen diese Hilfe nicht zurückweisen; im Gegenteil, recht ausgiebig und nachdrücklich wollen wir sie in Anspruch nehmen auf den Teilen des sozialen Schlachtfeldes, auf welche sie hingehört, aber das

Grenzboten III. 1882.

ist am wenigsten dagegen die öffentliche Behandlung der Prostitution, das ist am wenigsten der widerwärtige Dienst der Sittenpolizei in diesem besondern Sinne. Vielleicht mögen einzelne eigenartige Naturen unter den Frauen auch durch das unmittelbare Eingreifen in derartige unsaubere Gebiete des Gesellschaftslebens sich dankenswerte Verdienste erwerben können und ab und zu bereits erworben haben, aber das sind eben absonderliche Naturen, denen die Gesamtheit der deutschen Frauen gleichmachen zu wollen wahrhaftig am allerwenigsten dem Stande unserer nationalen Kultur, dem Wohle unsrer Gesellschaft entsprechen dürfte. Es ist ein schiefer Gedanke, wenn solche Ausnahmefrauen meinen, wir setzten die deutschen Frauen in ihrem Werte herab, wenn wir die Berührung mit sittlichem Schmutz ihnen nach Möglichkeit ersparen, wenn wir ihre keusche Auffassung der intimsten Familienbeziehungen auch nicht von fern durch den Einblick in die schamlose Rohheit der gewerbmäßigen Unsitlichkeit trüben lassen möchten. Nicht eine Herabsetzung unserer Frauen ist darin zu sehen, sondern gerade eine Wertschätzung der Frauenehre.

Frau Lina Morgenstern, die Herausgeberin der „Deutschen Hausfrauen-Zeitung,“ hat aus jenen Darmstädter Vorgängen Veranlassung genommen, energisch für die Bestrebungen der Frau Guillaume einzutreten. Sie knüpft in ihrem Blatte an den oben wiedergegebenen Ausspruch des Pastor Fliedner folgende Gedanken: „Die deutschen Frauen zögerten am längsten, in diesen schwierigen Kampf einzutreten; nicht weil es ihnen ein Kampf mit einem unbefiegbaren Drachen erschien, an dem sie ihre Kräfte zu zerplittern fürchteten, sondern weil ein Teil der Frauen, die in geschützten Verhältnissen leben, die Schattenseiten der Gesellschaft wenig oder nur dann kennen lernen, wenn ihre traurigen Verfinsterungen das eigene Familienglück verdüstern, und sie daher die Bedeutung des allgemein untergrabenden Einflusses der öffentlich geduldeten Unsitlichkeit nicht verstehen. Sie wenden sich mit Abscheu von den Elenden, Ausgestoßenen ab, hüllen sich in den Mantel ihrer Tugend und begnügen sich damit, das Laster zu verdammen. Eine andre Zahl Frauen giebt es, die wohl wissen, daß tausend verlorene Frauene Existenzen auf dem Markt des Lebens umherirren, unter denen viele nicht durch eigne Schuld gefallen sind und im Elend schmachten, aus welchem eine rettende Hand sie erlösen könnte; aber sie halten es für unschicklich, sich um diese armen Geschöpfe zu kümmern, die Lehre von dem Hergebrachten, Schicklichen läßt sie ruhig mit ansehen, wie die Schwachen von den Starken verführt und verstoßen werden, daß die Korruption durch alle Klassen der Gesellschaft vergiftend wirkt. . . Wenn daher Frauen den Mut haben, an die eiternden Wunden der Gesellschaft heranzutreten, um zu ihrer Heilung beizutragen, wenn sie den Mut mit der Thatkraft verbinden in weiten Kreisen Propaganda zu machen für die Idee der Bekämpfung der öffentlichen Unsitlichkeit und ihrer gesetzlichen Duldung, so ist dies ein anzuerkennendes Opfer ihres persönlichen Friedens und der persönlichen Stellung in der Gesellschaft.“

Ich kann mir nichts Schieferes denken als diese Sätze der „Deutschen Hausfrauen-Zeitung.“ Es wäre etwas recht Verkehrtes, wollten wir unsern Frauen zumuten, die operative Behandlung besonders schwerer Leibes Schäden an Stelle der Spezialärzte zu übernehmen, dagegen die der Sitte entsprechende häusliche Gesundheitspflege durch die sorgsame Mutter- und Frauenhand unterschätzen. Nun, nicht minder verkehrt kommt es mir vor, die Behandlung jener in der Prostitution zu Tage tretenden akuten Krankheitserscheinung als Sache der Frauen zu erklären, während in verhängnisvollem Grade auf dem durch die deutsche Sitte von Alters her ihr zugewiesenen Felde nachhaltigster Bekämpfung der Unsitlichkeit die deutsche Frau nur zu sehr sich bereits entwöhnt hat, ihre schwerwiegende soziale Aufgabe zu erkennen und zu erfüllen. Nicht im Bruche mit dem „Hergebrachten und Schicklichen,“ nicht im „Opfer ihres persönlichen Friedens und der persönlichen Stellung in der Gesellschaft“ sollten auch jene agitations- und emanzipationslustigen absonderlichen Frauennaturen ein an öffentlichen Aufsehen zwar reiches, an sachlicher Wirkung aber um so ärmeres Martyrium suchen, wir haben heute in der That bereits eine Agitation nötig, eine recht nachdrückliche Propaganda, um die deutsche Hausfrau wieder zum Verständnis zurückzuführen für jene sittlich erziehende Wirksamkeit in der ihr unbestritten zugehörenden Sphäre in und außer dem Hause. Nur der Wahn, in der Öffentlichkeit bestche der Hauptwert des Strebens, kann dies verkennen, ein Wahn, dem gerade die Frauen, haben sie erst einmal die althergebrachte Barriere des Mulier taceat in ecclesia unter dem verwunderten Beifall der Männer mutig genommen, nur allzu häufig anheimfallen. Mögen sie sich wohl fühlen in ihrer Eigenart, diese Frauen der Rednertribüne! Daß aber die deutsche Frau im allgemeinen ihnen nacheifere, das sollen sie nicht verlangen. Unsere Frauen haben wahrlich Besseres zu thun in ihrem Beruf zur Lösung der sozialen Frage.

Die sittliche Erziehung der des elterlichen Schutzes entbehrenden weiblichen Jugend der arbeitenden Stände — das ist die Aufgabe, deren Lösung die sozialen Zustände der Gegenwart unsern Frauen zur ernststen Pflicht machen, und leider dürfen wir es uns nicht verhehlen, daß es an der Erfüllung dieser Pflicht an allen Enden in bedenklichem Grade fehlt. Obenan steht dabei die Erziehung der weiblichen Diensthöten.

Ich bitte den Leser vor allem, einen Blick in die großstädtischen Verhältnisse zu werfen. Man hat in Berlin die Wahrnehmung gemacht, daß häufig von auswärts kommende Mädchen, welche in der Reichshauptstadt ihre Arbeitskraft verwerten wollen, schon auf den Bahnhöfen von schlechten Personen angelockt und nur zu oft rettungslos auf Abwege geführt werden. Es ist deshalb in neuester Zeit in einem Kreise gebildeter Frauen der Gedanke angeregt worden, ob nicht durch nachdrückliche öffentliche Warnungen und durch die Einrichtung einer kostenfreien Stellenvermittlung Abhilfe geschaffen werden könne, und bereits sind auch praktische Schritte zur Verwirklichung dieses menschenfreundlichen

Gedankens mit gutem Erfolge gethan worden. Man ist mit diesem Streben zweifellos auf dem richtigen Wege. Ein gesundes Herbergswesen und kostenfreie Stellenvermittlung sind die unerläßlichen Vorbedingungen für die Heilung unsrer Dienstbotenverhältnisse im allgemeinen. In dieser Richtung muß eine energische Vereinsthätigkeit in weitesten Kreisen angestrebt werden und hier ist dann der Wirksamkeit auch der vereinseifrigen Naturen unter den Frauen ein in jeder Beziehung lohnendes Feld eröffnet.

Aber die Hauptsache bleibt doch immer die Erziehung der weiblichen Dienstboten im Hause, die Erziehung der Magd durch die Herrin, des „Mädchens“ durch die „Frau.“ Ich habe keineswegs die Häuser der „oberen Zehntausend“ besonders im Auge, sondern gerade die Haushaltungen der Masse schlicht bürgerlich, mit einem, höchstens zwei weiblichen Dienstboten lebenden Familien, wenn ich es ausspreche, daß die kalt geschäftliche, rein vertragsmäßige Auffassung des Verhältnisses zwischen „Frau“ und „Mädchen“ bereits einen so ungesunden Grad erreicht hat, daß von einer sittlich erziehenden Bedeutung des „Dienstes“ in dieser der Erziehung ganz besonders bedürftigen Lebensperiode des Mädchens kaum noch die Rede sein kann. Zehn Schritt, wenn nicht vom Leibe, so doch vom Herzen, das ist auch hier die Parole. Statt freundlicher Zusammengehörigkeit ist feindselige Spaltung die Regel geworden, und statt des Erfases für den Halt des Elternhauses findet das Mädchen im Hause der Herrschaft nur zu häufig eine so öde Freundlosigkeit, daß man sich nicht wundern sollte, wenn das nach freundlichen Anschluß nun einmal verlangende jugendliche Gemüt außer dem Hause Freundschaft sucht, aber nichts als Feindschaft gegen das Haus dort findet. Es kann keiner verständigen Hausfrau verborgen sein, welche sittliche Gefahr aus dieser falschen Stellung des Dienstmädchens zum Hause der Herrschaft entspringt, und ich meine, vor dieser Gefahr die jugendliche Geschlechtsgenossin nach Kräften zu schützen, das wäre eine Pflicht der gebildeten Frau, welche weit über der Pflicht, in Vereinen und Vorträgen zur Herbeiführung gesetzlicher Maßnahmen gegen die Prostitution zu wirken, stehen sollte.

Sehr beherzigenswert erscheinen mir hierbei nachfolgende Ausführungen Schmollers über den „Arbeitsvertrag des Gesindes.“ „Unsere Zeit,“ schreibt dieser schon 1874, „mit ihrem Drang nach Gleichberechtigung, nach Beseitigung aller reinen Herrschaftsverhältnisse, ihrer Neigung, alle patriarchalischen Verhältnisse durch klare, fixirte Vertragsbestimmungen zu ersetzen, kommt mit diesen Zielen bei dem Dienstbotenverhältnis am meisten in Konflikt mit der Natur der Sache. Der Dienstbotenvertrag müßte in jedem einzelnen Falle zwanzig Bogen ausfüllen, wenn man genau bestimmen wollte, was das Dienstmädchen zu leisten hat. Das Dienstbotenverhältnis bleibt mehr als andere Arbeitsverhältnisse ein Herrschaftsverhältnis; daher die Wahrnehmung, daß sich ihm successiv nur Leute aus immer tieferen Schichten der Gesellschaft fügen wollen. Wie ist da zu helfen? In der Hauptsache ist nicht zu helfen. Es liegt darin eine naturge-

mäße Folge der Hebung der unteren Klassen. Es giebt nur ein Mittel, das Dienstbotenverhältnis als ein halbpatriarchalisches aufrecht zu erhalten: man muß sich entschließen, die Dienstboten als zur Familie gehörig zu betrachten, ihre Erziehung sich angelegen sein zu lassen. Es geht das da um so leichter, wo die Dienenden junge Leute sind. Und die Mehrzahl der Dienstboten sind unter 25 Jahren. Aber der ungeheure Irrtum unsrer besitzenden Klassen bei ihren heutigen Klagen über die Dienstboten besteht darin, daß sie selbst ihr Verhältnis zu den Dienstboten rein als Vertragsverhältnis auffassen, das mit der Geldlohnzahlung und hochmütig barscher Behandlung sich erschöpft, während sie von den Dienstboten doch noch die alte patriarchalische Liebe und Aufopferung verlangen, empört sind, wenn die Köchin erklärt, sie rühre außerhalb der Küche keinen Stuhl und keinen Tisch an, wenn die sämtlichen Dienstboten feste Freistunden des Abends oder des Sonntags sich ausbedingen. Die Dienstboten sind mit solchen Forderungen ganz in ihrem Recht, wenn man sie selbst nur als gemietete, sonst nicht zur Familie gehörige Dienstleute behandelt. Nur wer seine Dienstboten als Mitglieder der Familie behandelt, wer sich mit Teilnahme um sie kümmert, auf ihr geistiges, sittliches und religiöses Leben Einfluß zu gewinnen strebt, nur der hat ein Recht auf patriarchalische, auf familiäre Gefinnung seitens seiner Dienstboten."

Ich bin überzeugt, daß von diesen Gedanken Schmollers der Mehrzahl der heutigen Leservelt und namentlich der Leserinnen keiner besser gefallen wird als der: „In der Hauptsache ist nicht zu helfen.“ Es ist eine Eigentümlichkeit unserer sich mit Vorliebe „realistisch“ nennenden Zeit, die Schäden des gegenwärtigen Gesellschaftslebens lediglich als eine gegebene Thatsache zu betrachten, vielleicht auch zu studiren, zu deren Beseitigung der Einzelne gar nichts, ja selbst der Staat nur durch den völligen Bruch mit der seitherigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung etwas thun könne. Und da dieser Bruch mit der bestehenden Ordnung einem guten Teile der sogenannten bessern Elemente immerhin etwas riskant erscheint, so giebt man sich allgemach einem sozialen Pessimismus hin, welcher in der Gegenwart nichts thut und von der Zukunft nichts hofft. Das „patriarchalische“ Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstboten gehört gewiß der Vergangenheit an; ich will es ihr recht gern ganz überlassen und nicht einmal das, was ich für die Gegenwart wünschen möchte, als „halbpatriarchalisch“ bezeichnen. Nicht als ein künstlich konservirter Rest aus einer vergangenen Zeit soll die erziehende Wirksamkeit der Hausfrau auf das Dienstmädchen in der Gegenwart ein Ausnahmsdasein führen, sondern gerade weil ich die fortschreitende Vervollkommnung für die Aufgabe unseres ganzen nationalen Gesellschaftslebens halte, deshalb erscheint es mir als die heilige Pflicht der oberen Schichten des Volks, die erfreuliche „Hebung der unteren Klassen“ nicht zu einem Niedergang der sozialen Verhältnisse und so auch nicht zu einer Verschlechterung des Verhältnisses zwischen Herrin und Magd ausschlagen zu lassen,

sondern im Gegenteil auch die Erziehung der auf ihrer Hände Arbeit in fremder Leute Haus angewiesenen jugendlichen Frauenspersonen auf einen der gegenwärtigen Gesamtkultur entsprechenden Standpunkt zu heben.

Es ist eine traurige und eine durchaus zu bekämpfende Erscheinung auf dem Gebiete der sozialen Frage, daß, weil die bisher üblichen Wege für die Erfüllung sozialer Pflichten nicht mehr recht gangbar erscheinen, sofort die Erfüllung dieser Pflichten überhaupt als unmöglich abgelehnt wird, während doch gerade die veränderten Verhältnisse eine recht intensive, gewissenhafte Pflichterfüllung verlangen und auch recht wohl Wege dafür offen lassen, wenn nur der Verpflichtete sie sucht, sie finden will und nicht die Unhaltbarkeit des alten, patriarchalisch genannten Schlendrians zum willkommenen Deckmantel nimmt für seine Lieblosigkeit und Trägheit. Das patriarchalische Herrschaftsverhältnis der alten Zeit ist zu Grunde gegangen, weil es auf einer rechtlichen Degradation der arbeitenden Klassen beruhte. Lassen wir es begraben sein. Aber nicht als abgethan und begraben sollte das eine angesehen werden, was auch damals allein geeignet war, die rechtliche Degradation erträglich zu machen, was allein auch damals die Gesundheit des Verhältnisses zwischen Herrschaft und Dienstboten bewirkte, das religiös-sittliche Moment im Gesellschaftsleben, die wahre vom Herzen kommende und zum Herzen dringende Nächstenliebe, die werththätige Fürsorge für das „geistige, sittliche, religiöse Leben“ des jugendlichen Dienstboten. Mit Recht bezeichnet Schmoller diese Fürsorge als die Bedingung, deren Erfüllung allein den Anspruch rechtfertigt auf die „familiäre Gesinnung“ der Dienenden; aber es ist dies keineswegs eine Bedingung, deren Erfüllung im Belieben des Einzelnen steht, die er, wenn er auf das durch sie bedingte verzichtet, einfach unerfüllt lassen darf. Diese Fürsorge für das geistige, sittliche, religiöse Leben der jugendlichen weiblichen Dienstboten ist eine der ernstesten sozialen Pflichten der deutschen Hausfrauen, und sie ist eine ganz besonders ernste Pflicht in der Gegenwart und in der Großstadt. Erst kürzlich beantwortete Viktor Böhmer im „Arbeiterfreund“ die Frage, „wie die Masse aus Not und Elend zur Wohlfahrt emporgehoben und wie ihr Glück begründet werden könne,“ mit dem Satze: „Das Glück liegt im Menschen und in seiner Erziehung... Das soziale Problem ist eine Erziehungsfrage, und die bürgerliche Gesellschaft kann erst dann ruhiger über ihre Zukunft werden, wenn sie für die gesunde Erziehung ihrer Volksgenossen gehörig sorgt und auch die leiblich und geistig ärmsten aus dem Staube emporzuheben sucht.“

Theoretisch wird keine urteilsfähige Frau der gebildeten Stände die Gefahr verkennen, welche gerade in der großen Stadt für die Dienstmädchen im Alter von fünfzehn bis zu fünfundzwanzig Jahren in Bezug auf ihre Sittlichkeit im engern Sinne daraus entsteht, daß dieselben im Hause den freundlich-familiären Halt nicht finden, nicht die sittlich-erziehende Einwirkung erfahren, die doch das weibliche Geschlecht in diesem Alter besonders nötig hat. Und

doch welche erstaunliche praktische Gleichgiltigkeit ist in dieser Beziehung unsern Damen zur Gewohnheit geworden! Es erscheint in der That fast räthselhaft, wenn man gebildete Hausfrauen die präddeste Angstlichkeit für die jungfräuliche Ehre der Tochter mit der absolutesten Toleranz für die gewagtesten Freiheiten der Magd in naivster Selbstverständlichkeit verbinden sieht, wenn man für das „Fräulein“ ganz andre Begriffe von Weibesehre in Geltung sieht als für das „Mädchen.“ Die bis zum Überdruß beliebten Klagen über die Verderbtheit der Dienstmädchen können die traurige Thatsache nicht bemänteln, daß unsre gebildeten Hausfrauen sich nur zu sehr entwöhnt haben, die Würde ihres Geschlechts auch in der Magd zu ehren, und daß vielmehr in der Regel die materiellen Schädigungen, die persönlichen Unbequemlichkeiten, welche die Liebesaffairen des Mädchens vielleicht für die Herrschaft herbeiführen, der Grund sind für dieses entrüstete Klagen und Sammern.

Es ist unzweifelhaft, daß dieser Mangel einer wirklich erziehenden Aufsicht gerade aus den Reihen der großstädtischen Dienstmädchen der Prostitution direkt manches Opfer in die Arme treibt. Aber das sind zum Glück doch immer nur Ausnahmen. In viel weiterem Umfange schädigend wirkt dieser Mangel dadurch, daß er in sich steigendem Maße dem kleinen Handwerker und dem Arbeiterstande schlechte Ehefrauen und schlechte Familienmütter zuführt.

Gewiß gewinnt auch heute noch der kleine Handwerker und der bessere Arbeiter aus der Zahl der im „Dienst“ unter liebevoller, strenger Zucht einer tüchtigen Herrschaft erzogenen Mädchen die tüchtigste Hausfrau. Aber um so kläglicher ist es um die Hausfrauenqualität derjenigen Dienstmädchen bestellt, welche in der beklagten Weise ohne jene liebevoll strenge Zucht im fremden Hause heranreifen. Wie sollten sie auch befähigt sein, pflichttreu den ärmlichen Haushalt des Chemanns zu verwalten, wie sollten sie es vermögen, ihm ein zufriedenes Heim zu bereiten, sie, die in jahrelanger Übung zur Pflichtverletzung im Haushalt zur Feindschaft gegen zufriedene Häuslichkeit systematisch erzogen worden sind? Es gehört kein allzu scharfes Auge dazu, ein klein wenig Interesse genügt vollkommen, die im „Dienst“ anerzogenen Unarten dieser Sorte von Frauen im Arbeiter- und Handwerkerhause verhängnisvoll wirken zu sehen. Unwahrhaftigkeit, Trägheit, Trotz, Vergnügungssucht sind das Heiratsgut, welches diese Mädchen in die nach reichlichen Liebschaften ohne Liebe eingegangenen Ehen mitbringen; freilich um in der Regel bittere Strafe dafür zu finden, immer aber zum Ruin des Familienglücks weiter Kreise des zahlreichsten und wichtigsten Standes der heutigen Gesellschaft.

Man hat viel zu lange den Einfluß der Arbeiterfrau auf den sozialen Frieden unterschätzt, und wenn man heute für die Arbeitertöchter und die ledigen, freien Arbeiterinnen Handarbeitsunterricht, Hochschulen, vielleicht gar Unterweisung in häuslicher Buchführung und dgl. einzurichten sich bestrebt, wenn man dafür auch die Frauen der mittlern und höhern Stände durch Vereins-

thätigkeit zu interessiren bemüht ist, so sollte man doch vor allem die nächste und beste Schule für die Arbeiter- und Handwerkerfrau, die Schule des Gefindedienstes, nicht länger in immer tieferen Verfall geraten lassen.

Wo die Herrschaft es versteht, das Dienstmädchen der häuslichen Erziehung teilhaftig zu machen, da ist auch heute noch naturgemäß und ohne irgendwelche patriarchalische Absonderlichkeit der pietätvolle Zusammenhang der Arbeiterfamilie mit der früheren Herrschaft der Frau die Folge. Das Mädchen, welches den rechten Halt in der Familie, der es diente, gefunden hat, sucht auch als Frau und als Mutter noch Rat und Hilfe dort, und ich wüßte kaum ein besseres Band der Versöhnung zu nennen zwischen Reich und Arm, zwischen dem Hause des Arbeiters und dem Hause der „Herrschaft“ als gerade das, welches während des Dienstes der Arbeiterfrau geknüpft wurde. Und die Ehemänner, die sich diese Frauen aus der liebevollen Vormundschaft der gebildeten Familie herausgeholt haben, sind in der Regel nichts weniger als dem Fortbestande dieses Zusammenhangs abgeneigt, sie wissen, wenn nicht arger Mangel an Intelligenz mit Rohheit sich zusammenfindet, sehr gut die freundliche Anlehnung an die höhere Bildung zu schätzen. Keine öffentliche Wohlfahrtseinrichtung, keine Vereinsarmenpflege, selbst keine innere Missionsthätigkeit der Kirche kann der Arbeiterfamilie so das Gefühl der Freundlosigkeit nehmen, kann so die verhängnisvolle Kluft zwischen Reich und Arm überbrücken, kann so die Bethätigung der rechten Nächstenliebe vermitteln, bei der das Geben wie das Nehmen nicht trennt, sondern nur inniger verbindet, als dieser Familienzusammenhalt zwischen Herrschaft und Diensten.

Auf der andern Seite ist das Gift des Neides und der Feindschaft gegen die Herrschaft eine auf unsre sozialen Verhältnisse im höchsten Grade zerstörend wirkende Mitgift, welche das übel erzogene Dienstmädchen ihrem Ehemanne zubringt und ausnahmslos nur zu eifrig ihm mitzuteilen sich bemüht. Dieser Neid der Frau gegen alles, was zu den sogenannten besseren Ständen sich rechnet, wird eine so rastlos wirkende Triebfeder, ein so unausgesetzter aufreizender Stachel auch für die Unzufriedenheit des Mannes in den arbeitenden Schichten des Volkes, daß alle jene wohlberechneten Hekereien der öffentlichen Agitation in Wort und Schrift dagegen nur schnell verrauchendes Strohfeuer hervorbringen. Früh und spät, in das kärgliche Werktagemahl wie in das Übermaß des Festtagsgenusses, in alles überhaupt, was Leid bedeutet, wie in alles, was Freude bedeuten sollte, weiß die Frau das Gift des Neides hineinzumischen. Man gebe sich nur die Mühe, die fast zur Standespflicht gewordene Feindseligkeit der Dienstmädchen gegen das Haus der Herrschaft in ihren unausbleiblichen Wirkungen auf das weibliche Gemüt ins Auge fassen, mir scheint es ganz undenkbar, daß man dann länger dem Überhandnehmen dieser giftigen Krankheit mit der bisherigen Gleichgiltigkeit zusehen könne, daß man nicht die nachdrücklichste Agitation zu ihrer Bekämpfung für berechtigt erklären müsse.

Aber, wie gesagt, der Gedanke Schmollers: „In der Hauptsache ist nicht zu helfen,“ kann heute auf um so begeistertere Anhänger rechnen, je mehr einerseits unsre Frauen sich jener sozialen Erziehungspflicht bereits entwöhnt haben, und je weiter andererseits bereits die Verwahrlosung der Dienstmädchen fortgeschritten ist. In den meisten Fällen wird man von sonst recht liebenswürdigen, auch für ihren Gatten und ihre Kinder recht liebevollen Frauen auf das Verlangen nach einer besseren sittlichen Erziehung des Dienstmädchens das entschiedenste Non possumus zu hören bekommen. Die Mädchen, heißt es, machen selbst durch ihre von vornherein in den „Dienst“ mitgebrachte und von einer unwiderstehlichen Kameraderie getragene und genährte Auffassung des Dienstbotenverhältnisses jeden sittlich erziehenden Einfluß unmöglich, sie wollen gar nicht in diesem Sinne zur Familie gerechnet werden und würden jeden darauf abzielenden Versuch nur mit Dreistigkeit und Undank lohnen. Dem Realismus unsrer Damen — und sie übertreffen darin praktisch in der That bereits die Männer — erscheint es als purer Unverstand, daß der Einzelne ohne sicher berechenbaren Vorteil auf einer andern Seite, vielleicht längere Zeit hindurch Opfer an persönlicher Bequemlichkeit, ja auch materielle Opfer bringen soll für so ideale Zwecke wie die Charaktererziehung der Dienstmädchen. Dieser Realismus will nahen, sichern materiellen Gewinn für jede Leistung haben, und deshalb hütet er sich wohl vor unbequemen Experimenten, ja es erscheint ihm sogar als Pflicht, als die rechte Lebensweisheit, nicht gegen solche üble Erscheinungen anzurennen, sondern sie als unumstößliche Thatsachen hinzunehmen und nach allen Regeln des klugen Eigennutzes mit ihnen zu rechnen.

Und doch kommt alles auf ernstes Wollen, auf entschiedenes Handeln der Einzelnen an. Die Einzelnen müssen die Überzeugung gewinnen, daß weder die staatliche noch die kirchliche Gemeinschaft die Erfüllung der sozialen und sittlichen Pflichten von ihren Schultern nehmen, daß gerade die Krisen der Gegenwart nur durch die aufopfernde Hingabe der Person an diese Pflichterfüllung zum Guten gewendet werden können. Ehe sich nicht der Bruch mit jenem überklugen Realismus im Herzen des Individuums vollzogen hat, können auch unsre Frauen ihre Aufgabe in der sozialen Frage nicht lösen, kann überhaupt diese Frage eine gedeihliche Lösung niemals finden. Dieser Bruch aber ist um so notwendiger, je schwerer die zu lösende Aufgabe ist. Es ist nicht zu verkennen, daß im einzelnen Falle oft scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten sich dem Bestreben der Hausfrau, einen sittlich erziehenden Einfluß auf das Dienstmädchen zu gewinnen, entgegenstellen. Sie liegen teilweise in der Erziehung der Hausfrauen selbst, und ich glaube, daß vor allen Dingen mehr als bisher in unsern gebildeten Familien auf die Vorbereitung der Töchter für ihren Beruf als „herrschende“ und „erziehende“ Hausfrauen Gewicht gelegt werden müßte. Auch hier sind es nicht die „oberen Zehntausend,“ welche sich einer besonderen Unterlassungssünde schuldig machen, sondern hauptsächlich wieder jene Familien mit

einem einzigen „Mädchen für Alles.“ In solchen Familien muß die Frau die praktische Leitung des Hauswesens bis in die Details verstehen, sie muß es verstehen, selbst mit Hand anzulegen in den verschiedenen Zweigen der häuslichen Arbeit, sie muß verstehen, was zur Küche, zur Wäsche und dergleichen gehört, sie muß das alles verstehen fast noch besser, als ihre Großmutter es verstand. Daß das mangelhafte technische Verständnis recht geeignet ist, die Oppositionsstellung des Dienstmädchens der jungen Frau gegenüber zu festigen, liegt auf der Hand. Aber fast noch mehr kommt es doch darauf an, daß den Kindern unsrer gebildeten Familien recht nachdrücklich und bei Zeiten jene nur zu oft sich äußernde Überhebung über die Dienstboten, jenes allzu schroffe Verständnis für die sozialen Unterschiede — es schließt dies bekanntlich eine unpassende Korrespondenz keineswegs immer aus — ausgetrieben werde. Viel tragen gerade die heranwachsenden Kinder häufig zur Verbitterung der Dienstboten bei, und kaum giebt es ein sprechenderes Symptom für die Zucht im Hauswesen als das Verhalten der Kinder gegen das Gesinde.

Aber wie ist da zu helfen? — Der Buchstabe der Gesetze, der Verordnungen, der Verträge kann gar nichts helfen, wenn nicht ein neuer Geist das Verhältnis zwischen Herrin und Magd durchdringt. Ist es wahr, daß eine Neugestaltung der sittlichen Anschauungen im Sinne uneigennütziger Nächstenliebe, daß der Sieg des ethischen Sozialismus über den Individualismus und Egoismus in das Reich der Illusionen gehört, dann freilich ist nicht mehr zu helfen, dann wird aber auch kein gesetzlicher Sozialismus Hilfe bringen. Ich meine, es ist hohe Zeit, dem bösen Laisser-aller des modernen Pessimismus mit seiner Devise: „Wir sind nun einmal Egoisten!“ auf der ganzen Linie des sozialen Kampfplatzes energisch zu Leibe zu gehen, und deshalb wünschte ich es auch klar und bestimmt in recht weiten Kreisen zum Bewußtsein gebracht, daß die gebildete deutsche Hausfrau ganz besonders dazu berufen ist, das Band uneigennütziger Menschenliebe zwischen den verschiedenen Schichten des Volks zu knüpfen, den Zwiespalt zwischen Arm und Reich durch den liebenswürdigsten Sozialismus zu mildern. Daß dazu gerade die Erziehung der weiblichen Dienstboten eins der wirksamsten Mittel ist, ein wirksameres sogar als die vielgelobte Vereinsarbeit mit ihren Krippen, Suppen und Bescheerungen oder gar mit weiblichen Vorträgen und Anträgen gegen die Prostitution, das wünschte ich durch diese Zeilen ein klein wenig in Erinnerung zu bringen.

Berlin.

Georg Bobertag.

